›Ein Zeichen sind wir, deutungslos‹

This page intentionally left blank

Henning Bothe

›Ein Zeichen sind wir, deutungslos‹

Die Rezeption Hölderlins von ihren
Anfängen bis zu Stefan George

J. B. METZLERSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
STUTTGART

Als Dissertation angenommen von der Fakultät
für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Hannover im Jahr 1991

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bothe, Henning:

›Ein Zeichen sind wir, deutungslos‹ : die Rezeption Hölderlins
von ihren Anfängen bis zu Stefan George / Henning Bothe. –

Stuttgart : Metzler, 1992

(Metzler Studienausgabe)

Zugl.: Hannover, Univ., Diss., 1991

ISBN 978-3-476-00822-0

ISBN 978-3-476-03397-0 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-03397-0

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1992 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 1992

Es kostet mehr, die Auslegung auszulegen als die Sache selbst, und es gibt mehr Bücher über Bücher als über irgendeinen anderen Gegenstand. Wir machen nichts als Anmerkungen übereinander.

(Michel de Montaigne)

Ihr waichen Thränen, löschet das Augenlicht
Mir aber nicht ganz aus; ein Gedächtniß doch,
Damit ich edel sterbe, laßt ihr
Trügrischen, Diebischen, mir nachleben.

(Friedrich Hölderlin)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
1. Eklektizismus und Anverwandlung. Die zeitgenössische Rezeption	19
1.1 Die ersten Rezensionen	19
1.2 Die Faszination der Biografie	21
1.3 Hölderlin in Schwaben	22
1.4 Hölderlin und die Romantik	25
1.4.1 Die Hölderlinsche Krankheit. Die romantische Poetisierung der Biografie	25
1.4.2 Die romantische Werkrezeption	31
1.5 Hölderlin im Vormärz	34
2. Hölderlin im Zeitalter des Positivismus	45
2.1 Die Zeit zwischen 1850 und 1880	45
2.1.1 Hölderlin und Nietzsche	50
2.2 Das Literaturverständnis des Positivismus im Kontext des geschichtlichen Verhältnisses von Poesie und Philosophie	54
2.3 Die Hölderlinforschung der historischen Schule	58
2.3.1 Die positivistische Reduktion. Die Arbeiten Zinkernagels und Langes	63
3. Poetische Hermeneutik. Paradigmenwechsel der Hölderlinforschung bei Dilthey und Hellingrath	75
3.1 Über einige zentrale Motive lebensphilosophischen Denkens im späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert	77
3.2 Die Ästhetik Diltheys	80
3.2.1 Kunst und Geisteswissenschaften	80
3.2.2 Diltheys Theorie der Kunst	81

3.3	Dilthey und Hölderlin	84
3.3.1	Das Leben	85
3.3.2	Der Denker	89
3.3.3	Der Dichter	93
3.4	Form und Verkündigung.	
	Die Hölderlindeutungen Norbert von Hellingraths	96
3.4.1	Die frühen Arbeiten Hellingraths	96
3.4.2	Philologische Antiphilologie. Die hermeneutische Methode Hellingraths und ihre Begründung	101
3.4.3	›Geheimes Deutschland‹ – offener Nationalismus. Hellingraths Hölderlininterpretationen unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs	107
4.	›Aufnahme in den Orden‹.	
	Stefan Georges poetische Hölderlinrezeption	115
4.1	Konstitutionsfaktoren der Rezeptivität	121
4.1.1	›Dichterberuf‹. Die soziale Motivation	122
4.1.2	Narcissus und die Gefährten. Die psychische Motivation	124
4.1.3	Re-Auratisierung der Kunst. Die ästhetische Motivation	128
4.1.3.1	Der junge Stefan George und die Kunst – Vorbilder, Haltungen, Manifestationen	128
4.1.3.2	Kunst und Religion	130
4.1.3.3	Süden und Antike	133
4.1.3.4	›Pindarisches Erbe‹. Sprache, Stil und Gegenstand	136
4.1.4	Resümee	139
4.2	›Das Jahrhundert Goethes‹	140
4.3	Die Bedeutung Hölderlins für Georges poetisches Werk der mittleren Phase	143
4.3.1	Die Neuformulierung des Selbstverständnisses als Dichter im ›Teppich des Lebens‹	144
4.3.2	Motive Hölderlins im ›Teppich des Lebens‹ und im ›Siebenten Ring‹	149
4.3.3	Resümee	158
4.4	Hölderlin im Spätwerk Georges	159
4.4.1	Der Einfluß	160
4.4.1.1	Mythologie	161
4.4.1.2	Geheimes Deutschland und reales	165
4.4.1.3	Gaia	171
4.4.1.4	Eleusis	174
4.4.1.5	Ares	178

4.4.1.6	Ein nichtkanonisiertes Gedicht	186
4.4.2	Das Bild	188
4.4.2.1	Die Gedichte	188
4.4.2.2	Die ›Lobrede‹	193
4.5	Hölderlin und George. Notizen zur Wirkungsgeschichte einer prätendierten Nähe	201
Anmerkungen		221
Literaturverzeichnis		277

Vorwort

»es thäte ja Noth mehr Vorreden zu schreiben, als Gedichte«
(Hölderlin)

»worin du hängst das weisst du nicht«
(George)

Die vorliegende Arbeit beschreibt, analysiert und kommentiert Texte, die etwa zwischen 1800 und 1920 in Deutschland entstanden sind und sich zum dichterischen Werk Friedrich Hölderlins äußern. Ermitteln will sie, wie in der schriftlichen Rezeption der angegebenen Zeitspanne mit dieser Dichtung verfahren, wie über sie geurteilt und warum so verfahren und geurteilt wurde. Inhalt und Struktur des jeweiligen Werkbildes will sie möglichst genau darstellen, sein Zustandekommen untersuchen, schließlich seine Bedeutung für die Rezeptionsgeschichte klären und seine Angemessenheit erörtern.

Mein Vorgehen gründet einmal in der Überzeugung, daß jede frühe Rezeption ein prägendes Ereignis für die spätere ist und die Aufklärung über jene mithin dazu beiträgt, daß die Gegenwart ihre hermeneutische Situation besser begreifen kann. Bereits auf der hier untersuchten Strecke der Hölderlinrezeption bestätigt sich an zahlreichen Punkten empirisch der Satz Karl Robert Mandelkows: »Wirkungsgeschichte eines Werkes oder eines Autors ist von Anfang an zugleich auch immer Wirkungsgeschichte der Wirkungsgeschichte«, was eine »Verselbständigung der Rezeptionsschicht gegenüber der Werkschicht«¹ einschließt.

Ähnlich hatte schon Hans-Georg Gadamer die Anstrengung, ein Werk der Vergangenheit zu verstehen, an die unvermeidliche Mittelbarkeit ihres Geschäfts erinnert: »Wenn wir aus der für unsere hermeneutische Situation im ganzen bestimmenden historischen Distanz eine historische Erscheinung zu verstehen suchen, unterliegen wir immer bereits den Wirkungen der Wirkungsgeschichte. Sie bestimmt im voraus, was sich uns als fragwürdig und als Gegenstand der Erforschung zeigt, und wir vergessen gleichsam die Hälfte dessen, was wirklich ist, ja mehr noch: wir vergessen die ganze Wahrheit dieser Erscheinung, wenn wir die unmittelbare Erscheinung selber als die ganze Wahrheit nehmen.«² Da jedoch die vorausgegangenen Urteile über einen Autor oder ein Werk nur einen Teil der Faktoren bilden, welche die jeweils aktuelle Rezeption bedingen, wird auch eine Lektüre, die über ihre Vorgängerinnen Bescheid weiß, noch nicht »im Sichwissen aufgehen«. ³ Ihre Leistungen für die Gegenwart wird die Rezeptionsforschung daher mit einiger Bescheidenheit formulieren müssen. Sie kann, indem sie die Genese etablierter Urteile und der sie tragenden Methoden und Ideologien vorführt, allfällige Befangenheiten des gegenwärtigen Blicks bewußt machen und dadurch möglicherweise Wahrnehmungsmuster, Einstellungen und Ansichten erschüttern. Wird doch der Leser, der die Kompositionsgeschichte des »eige-

nen« Urteils – einschließlich ihrer ideologischen Konstituenten – kennengelernt hat, erneut prüfen wollen, ob es vor dem Werk standhält. Dadurch, daß sie außerdem mit den Werkbildern der Vergangenheit selbst konfrontiert, setzt sie der Werklektüre Dialogpartner gegenüber, vor denen sich das ästhetische Urteil immer wieder neu rechtfertigen und finden kann. Stets aufs neue auch wird in diesem Gespräch die Präsenz eines Dritten erzwungen: des rezipierten Werkes. Indem sie auf vergessene Fragen und Antworten aufmerksam macht, ist sie schließlich auch ein Potential von Anregungen und Herausforderungen. Doch nur als unablässige Provokation zur Lektüre weist die Rezeptionsgeschichte einen Weg zum Werk selbst. Wesentlich höher hat bekanntlich der führende Vertreter der Rezeptionsästhetik, Hans Robert Jauß, ihr Vermögen eingeschätzt: »Das ›Urteil der Jahrhunderte‹ über ein literarisches Werk ist mehr als nur ›das angesammelte Urteil anderer Leser, Kritiker, Zuschauer und sogar Professoren‹, nämlich die sukzessive Entfaltung eines im Werk angelegten, in seinen historischen Rezeptionsstufen aktualisierten Sinnpotentials, das sich dem verstehenden Urteil erschließt, sofern es die ›Verschmelzung der Horizonte‹ in der Begegnung mit der Überlieferung kontrolliert vollzieht.«⁴ Nicht daß eine solche Auffassung der weitverbreiteten Neigung entgegenkommt, statt der spröden Kunst die mitteilssame Sekundärliteratur für den zentralen Gegenstand der Literaturwissenschaft zu halten, soll Jauß hier vorgeworfen werden. Doch wer der Rezeptionsgeschichte bescheinigt, sie lege sukzessiv den Sinn des Textes bloß, muß, um so urteilen zu können, über ein Wahrheitskriterium verfügen, das außerhalb der Rezeptionsgeschichte gewonnen werden mußte. Wenn es jedoch einen unmittelbaren Zugang zur Wahrheit des Werkes gibt, der die Bewertung der sekundärliterarischen Konkretisationen ja erst ermöglicht, was soll dann noch der Umweg über die Geschichte der Rezeption? Außerdem: Wer die Bilder gesehen hat, auf denen Hölderlins Grab unter Kränzen mit Hakenkreuzschleifen erstickt⁵, wird der Jaußschen Versicherung, über und durch die Rezeptionsgeschichte sei das Werk selbst zu erfahren, mit Skepsis begegnen. Wenn sich der Weltgeist bisweilen aus dieser Geschichte zurückgezogen hat, was garantiert, daß er zu meiner Zeit in ihr präsent ist?⁶ Dem Erkenntnisoptimismus der Rezeptionsästhetik⁷ zum Trotz halte ich daher an meiner Auffassung fest: Will der gegenwärtige Werkrezipient Gewinn aus der Beschäftigung mit der Rezeptionsgeschichte ziehen, darf er sie nicht als Surrogat für die mühsame Auseinandersetzung mit dem Primärtext verstehen.

Daß sich meine Arbeit mit der Rezeptionsgeschichte in der genannten Zeit befaßt, hat daneben maßgebliche Gründe in der Sache selbst. Die hier untersuchte Zeitspanne wird begrenzt von zwei markanten Daten: den ersten – vernichtenden – Rezensionen Hölderlinscher Gedichte in Periodika wie ›Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste‹, ›Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung‹ oder ›Der Freimüthige‹ und der Ausrufung Hölderlins zum größten Dichter der Deutschen in den Schriften tonangebender Intellektueller. Ich will verstehen, was die bereits vorgelegten Forschungsberichte und Wirkungsgeschichten⁸ nicht erklären: wie aus dem geschmähten Dichter von 1794, 1804 und 1805 der gefeierte von 1905, 1914 und 1919 werden konnte, welche Kräfte und Kämpfe dabei wirksam waren und wie sie sich je-

weils ins Hölderlinbild ihrer Zeit eingetragen haben. Dabei geht es auch darum, über die Genese eines Skandals aufzuklären, der, solange Unklarheit darüber herrscht, was ihn ermöglichte, als Hypothek auf der Hölderlinforschung lastet: Gefragt wird, warum und wie die chauvinistische Hölderlinlegende in die Rezeptionsgeschichte hat eindringen können und wie ihr Aufkommen mit dem Durchbruch des Dichters zu öffentlicher Anerkennung zusammenhängt. Gewiß ist über sie bereits einiges geschrieben worden ⁹, wenn es auch keine kohärente Untersuchung über sie gibt. Als Interpretationsansatz ist sie spätestens seit den ideologiekritischen Veröffentlichungen der sechziger und siebziger Jahre überholt. Wurde jedoch einmal die Frage nach den Entstehungsgründen und -bedingungen gestellt, galt die Auskunft als zufriedenstellend, nach der sie Reflex einer entsprechenden politischen Ideologie sei, die sich mit dem Dichter kulturell zu legitimieren suche. Eine solche Deutung wird in dieser Arbeit zwar nicht bestritten, jedoch ergänzt und vertieft. Gezeigt wird, daß der politische Diskurs der nationalistischen Instrumentalisierung in einem anderen gründet, der bislang, so überhaupt, zu wenig beachtet worden ist. Es ist die zentrale These dieser Arbeit, daß die gesamte hier behandelte Initiationsgeschichte der Hölderlinrezeption bewegt und bestimmt wird von dem Streit zweier Diskurse, die hier Poesie und Philosophie genannt werden, aber nicht aufgehen in den herkömmlich so bezeichneten Disziplinen. Auch das Aufkommen der Legende ist aus diesem Streit zu verstehen, der nicht etwa nur zwischen Künstlern und Wissenschaftlern, sondern auch innerhalb der Philologie ausgetragen worden ist.

Aus dem bislang Gesagten ergibt sich, daß diese Arbeit kein *sine ira et studio* verfaßter Forschungsbericht sein will. Wenn sie einen Rezeptionsstrang als Legende qualifiziert, wenn sie überhaupt die Adäquanz von Lesarten eines Ursprungstextes zu beurteilen versucht, provoziert sie die Frage nach dem Instrumentarium, mit dem sie den Abstand zwischen Werkbildern der Interpretation und dem authentischen Werk messen zu können glaubt.

Am Schluß eines Aufsatzes über die ›Hyperion‹-Deutungen von Alexander Jung, Wilhelm Dilthey, Georg Lukács und Lawrence Ryan, die nicht nur einander widersprechen, sondern sich erkennbar auch der jeweiligen Grundeinstellung ihrer Autoren verdanken, kommt der Hölderlinforscher Ulrich Gaier zu dem Ergebnis: »Man sollte sich angesichts einer solchen Reihe von Deutungen des Gedankens entschlagen, etwas ›Wahres‹ im Sinne des Bleibenden über Hölderlins Text aussagen zu können.« ¹⁰ Ich teile die Skepsis Gaiers, habe jedoch auch Vorbehalte gegen die anschließend formulierte Programmskizze, die aus dem Wissenschaftsverständnis der empirischen Fächer entwickelt ist: »Was man leistet ist höchstens, etwas Richtiges auszusagen, in dem Sinne nämlich, daß man das, was einen interessiert (Prämisse in der Frage) Schritt für Schritt am Text abfragt und sich auch vor Modifikationen seines Vor-Urteils nicht scheut, die der Text unter Umständen verlangt. Aus dem Zusammenwirken von Text und Interesse kommt dann ein Ergebnis zustande, dessen Bedeutung in der transsubjektiven Allgemeinheit des Interesses und dessen Legitimation in der Sauberkeit und Konsistenz der Durchführung liegt.« ¹¹ Die Formulierung suggeriert die Chance einer Kommunikationssituation, in welcher der Leser zum Text selbst (dem ›Artefakt‹ in der Terminologie des Strukturalismus) vordringen kann, um ihn zu ›be-

fragen«. Sie wird darin unterstützt vom Aufsatz insgesamt, der den vier Konkretisationen eine Sicht des Romans voranstellt, die sich aufgrund fehlender Relativierungen wie die Selbstausslegung des Romans durch das Medium begrifflich-diskursiver Sprache liest, tatsächlich jedoch die Deutung, das ›ästhetische Objekt‹, des Autors ist. Worauf die Rezeptionsästhetik, mindestens in ihrer Anfangsphase, überwiegend und oft einseitig abstellte: das Erschaffen des Textes durch den Leser, ist in Gaiers Formulierung vergessen. Empirisch ›befragen‹ wir einen Text nicht nur, wir organisieren ihn auch mithilfe unseres Vorwissens. Kein Rezeptionsforscher kann sich daher vermessen, historische Konkretisationen eines Werkes an einer ›adäquaten‹ (im Sinne Roman Ingardens¹²) zu überprüfen. Auch er gelangt über das Meinen nicht hinaus, und so ist denn auch der kommentierende Teil meiner Arbeit nichts als ein Streit von älteren Meinungen mit einer zeitlich späteren. Meinen heißt dabei jedoch nicht, über einen Text etwas Beliebiges meinen; es bezeichnet nur die Unausweichlichkeit von Subjektivität und Relativität im exegetischen Geschäft. Dem Exegeten ist jedoch aufgegeben, die Sprache des fremden Textes so gut zu lernen und sich selbst so gut zu verstehen, daß die eigene Konkretisation sich asymptotisch in die Richtung der adäquaten bewegt. Dies habe ich versucht. Anders als in Gaiers Aufsatz wird meine Lesart des Werkes nicht vorangestellt, sondern an den streitigen Punkten in der Auseinandersetzung mit der Deutung und dem Ursprungstext Hölderlins jeweils entwickelt. Jeder Fall wird so vor die Instanz des Lesers dieser Arbeit gebracht, der nun, wenn er auch Hölderlinleser ist, für sich entscheiden kann.

Nicht jede dokumentierte Rezeption des angegebenen Zeitraums ist für meine Untersuchung ergiebig gewesen. Berücksichtigt sind die originären Deutungen, die neue Sichtweisen in die Rezeptionsgeschichte eingebracht haben; dies auch dann, wenn sie nicht unmittelbar wirkungsrelevant waren. Reine Reprisen werden vernachlässigt, da sie zur Klärung der thematischen Fragen in dieser Arbeit nichts beitragen können. Aufmerksamkeit finden nicht nur die rezipierenden Texte selbst, sondern auch ihr Diskursmilieu. Wenn die perspektivischen Voraussetzungen exegetischer Zugriffe auf das Hölderlinsche Werk bloßgelegt werden, dann geht es weniger um den Nachweis, daß »sich oft aus einer Grundeinstellung des Interpreten und einigen meist oberflächlichen Eindrücken aus dem Werk ein Verständnis ergibt, das nun ohne weiteren Kommentar als dem Werk oder dem Dichter angemessen verstanden wird.«¹³

Daß sich der zentrale Diskurs in seinen Fragmenten reproduziert, »das Ergebnis immer schon mit der Grundhaltung des Forschers gegeben ist«¹⁴, diese bekannte Einsicht wird auch von der vorliegenden Untersuchung bestätigt.¹⁵ Wichtiger war mir jedoch, mit der genetischen Analyse von Lesarten eines dichterischen Werkes überhaupt erst einmal zu den subkutanen Debatten und Streitigkeiten vorzudringen, welche die Rezeptionsgeschichte mitbestimmt haben, von der Rezeptionsforschung bislang allerdings übersehen worden sind. Die Untersuchung ließe sich wissenssoziologisch, materialistisch, sozialgeschichtlich oder psychologisch verlängern, doch übersteigt dies die Möglichkeiten einer literaturwissenschaftlichen Arbeit. Vorgelegt wird keine Eschatologie der Hölderlinrezeption; statt dessen werden einige bisher verborgene Einsätze gezeigt, die beim Streit um Hölderlin im Spiel waren und Einfluß dar-

auf genommen haben, wie sein Bild gezeichnet wurde. Inwieweit das, was die Untersuchung dabei aus der Latenz holt, die heutige Rezeption noch angeht, wird am Schluß der Arbeit dargestellt.

Das Kapitel eins umfaßt die Zeit von den ersten kritischen Besprechungen einzelner Hölderlinscher Texte bis zum ersten Versuch einer Werkdeutung, der Studie Alexander Jungs aus dem Jahr 1848. Es zeigt, wie eine systematische Werkrezeption zunächst durch das ästhetische Unverständnis der Zeitgenossen, dann erst durch die Nachricht von der Biografie verhindert wurde, die Waiblinger wirksam mit Fiktion versponn. Beides, die Begrenztheit des Urteils wie das Stigma des Wahnsinns, hat dazu beigetragen, daß Teile des poetischen Werkes unwiederbringlich verlorengegangen sind.

In der frühen Phase ist die Rezeption eklektizistisch, wegen der Editionsfrage ohne die objektive Möglichkeit, meist aber auch, aus unterschiedlichen Gründen, ohne den Willen zur Synopse. Der Ausfall einer zeitgenössischen Werkrezeption hat spätere Instrumentalisierungen begünstigt: Es fehlt das historisierende Korrektiv, wie es Urteile sein können, die in zeitlicher Nähe zum Primärtext entstanden sind. Das Kapitel zeigt weiterhin, welche Personen, Gruppen und Strömungen den Dichter im Gespräch gehalten haben und welches Bild von ihm sie dabei vermittelten. Bereits hier läßt sich in den zustimmenden Äußerungen die Tendenz beobachten, den fremden Text an eigene Valeurs und Denkmuster zu assimilieren. Dies hat verschiedene Ursachen. Die schwäbischen Literaten wurden vom Datum gemeinsamer Landsmannschaft und von vertrauten Motiven des Heimatpreises angesprochen. Sie wollen den Dichter als Argument für die Höhe ihrer Lokalkultur ausspielen und stützen sein Werk nach der Maßgabe ihrer Ästhetik zurecht. Romantikern wie den Geschwistern Clemens Brentano und Bettina von Arnim – beide Hölderlinenthusiasten – ging es nie um historisch-objektivierende Rekonstruktion, sondern um poetische Vergegenwärtigung von Autor und Werk, was von der Mit- und Nachwelt häufig übersehen wurde. Realitätseindrücke verdichten sich bei Bettina zu einem poetischen Bild, das auf seiner eigenen Wahrheit besteht. Die Autoren des Jungen Deutschland schließlich arbeiten in starker Abhängigkeit von der Sekundärliteratur, deren Ergebnisse sie sich nach ihrem publizistischen Interesse zurechtschleifen. Entsprechend unterschiedlich der Inhalt der Konkretisationen: Die Schwaben zeichnen das Bild des Heimatdichters, dessen Heimat Erde ohne Geheimnis ist. In anderer Weise als später bei Heidegger ist Hölderlin in den Schriften Bettina von Arnims schon der ›Dichter des Dichters‹, eine Gestalt dichterischer Vollkommenheit, die allegorische Personifizierung der Poesie selbst.

Bettinas Hölderlin ist der an der Wirklichkeit Leidende und von dieser Zerbrochene. Achim von Arnim arbeitet die politischen Implikationen von Leiden und Trauer heraus, was die Literatur der Jungdeutschen und des deutschen Vormärz aufgreift. Es dominiert um diese Zeit das Bild des Elegikers, des femininen tatternen Zärtlings, des in die falsche Zeit Geborenen, der sich in der Trauer um das unwiderruflich versunkene griechische Ideal selbst zerstört. Der Schlüsseltext dieser Topik ist der ›Hyperion‹, namentlich dessen vorletzter Brief. Es waren wenige, und es waren fast ausnahmslos Poeten, die früh Hölderlins Bedeutsamkeit spürten, doch führte auch ihr

Einsatz zu keiner wirklichen Werkedition, folglich auch zu keiner Werkrezeption. Daß sich die eilig verfertigte Studie Alexander Jungs mit ihren offenkundigen Vereinnahmungen und Verzerrungen lange unangefochten behaupten konnte, macht offenbar, wie dürftig es um die Hölderlinliteratur bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bestellt war. Bei all ihren Verzeichnungen gibt jedoch auch Jungs Studie noch einen matten Eindruck davon, was die Stärke der Rezeption aus dieser Zeit ausmachte: Hölderlin war ihr nicht gleichgültig, war ihr unmittelbare Provokation, auf die sie ›authentisch‹ Antwort gab.

Den Eintritt der Philologie in die Hölderlinrezeption durch die Forschungsarbeiten des Positivismus hat das zweite Kapitel zum Gegenstand. Die Diskursivierung und Disziplinierung der Rede über den Dichter brachte eine rege Editionstätigkeit und eine Reihe von Einzeldeutungen mit sich, schließlich auch Ansätze von Gesamtwürdigungen. Der Objektivismus dieser Schule führte meist zu historisch zuverlässigen Rekonstruktionen von Textbedeutungen, gleichzeitig reduzierte das positivistische Verfahren jedoch das Werk, das sich bis dahin überwiegend im Gespräch mit seinen Lesern befunden hatte, zum Fall. Die Differenz der Paradigmen verhinderte, daß die Eigenart der Hölderlinschen Poesie in den Blick dieser historischen Schule geriet. Was sie verspürte, war das ihrem Diskurs objektiv Feindliche. Ihr ästhetisches Urteil ist meist herablassend und herabsetzend; dies bringt ihre besten Köpfe in das Dilemma, daß sie beständig das entwerten, was sie in mühsamer philologischer Forschung zum Werkcorpus zusammenfügen. Sie betreiben *la science pour la science* – ohne Begeisterung und ohne Verständnis für ihren Gegenstand. Die reduktionistischen Erklärungen präsentieren die Dichtungen Hölderlins bald als Echo tatsächlicher oder vermeintlicher Vorbilder aus Poesie und Philosophie, wie bei Zinkernagel, bald, wie bei Lange(-Eichbaum), als Äußerungsform der Katatonie. Langes aus dem Geist des Positivismus geschaffene Pathographie der Hölderlinschen Sprache – eine vom Philologen Zinkernagel angeregte Arbeit – machte die methodische Hilflosigkeit der historischen Schule vor der Kunst weithin offenbar. Blamiert war mit dem Positivismus auch die Historie als Deutungsmedium. In diesem geistigen Klima konnte erfolgreich die Alternative lanciert werden, man könne Poesie entweder ernstnehmen oder historisch verstehen. Es war die historische Schule, die in der Hölderlinrezeption das historische Argument diskreditierte und dem Antihistorizismus die Schneise schlug. Daß die Autorität der Historie von ihren Anhängern beschädigt worden war, verbuchte die Hermeneutik der Unmittelbarkeit mit ihren aktualisierenden Zuschreibungen als Legitimation ihres Verfahrens. Das ästhetische Versagen des Positivismus erklärt die Radikalität und Intransigenz der Gegenbewegung. Es ist auch einer der Gründe dafür, daß das Pathos der Unmittelbarkeit und seine Deutungen lange Zeit in der Hölderlinforschung kaum Widerspruch erfuhren.

Das dritte Kapitel befaßt sich mit der sogenannten eigentlichen Entdeckung des Dichters durch Dilthey und Hellingrath, ihren Voraussetzungen und Gründen sowie dem mit ihr verknüpften Aufkommen der Legende. Ermöglicht haben die neue Sichtweise eine philosophische und eine ästhetische Strömung: die Lebensphilosophie in der Nachfolge Friedrich Nietzsches (auf dessen Bedeutung für die Rezeptionsgeschichte

Hölderlins bereits das zweite Kapitel eingeht) und der Symbolismus. Beide entlasteten sie die Lektüre von der Verpflichtung, poetische Texte in begrifflich-diskursive zu übersetzen und schufen so überhaupt erst Rezeptionsbereitschaft für eine lyrische Sprachkunst, die sich gegen das Sinnverstehen auf der Grundlage der habitualisierten Kommunikationsregeln sträubt. Wilhelm Dilthey, führender Vertreter der Lebensphilosophie, Kenner der Mallarmé, Swinburne und George, war der erste, der einen Großteil der ihm zugänglichen späten Gedichte für große Dichtung und zum Höhepunkt des Hölderlinschen Werkes erklärte. Mit der Neubewertung des Spätwerks beginnt nun das Bild des Sehers das des Elegikers zu verdrängen. Hölderlin wird Medium numinoser Kräfte – hier der des Lebens. Dilthey war auch der erste, der explizit von Affinitäten zwischen Hölderlin und George sprach, den er noch ganz als Jünger Mallarmés sah. Erkauft hat Hölderlins Dichtung ihre Hochschätzung in Diltheys Deutung mit der Austreibung ihres Reflexionscharakters und der Reduktion von Semantik. Die Diltheysche Hölderlininterpretation ist Applikation einer Ästhetik, in welcher der Autor den Urkonflikt seines Denkens zwischen Dichtung und Philosophie dadurch stillgestellt hat, daß jene nur als A-logik überlebt. In der von fremder Deutung noch unberührten späten Lyrik Hölderlins sieht Dilthey die der Musik angenäherte Seelensprache, die nach seiner Theorie große authentische Poesie ausmacht. Hölderlin hat er instrumentalisiert, insofern er die Poesie instrumentalisiert hat. Ihre objektive Funktion hat seine Ästhetik darin, den philosophischen Diskurs mithilfe der Kunst zu stabilisieren – damit ist sie typisch für ihr Genre.

Radikal Partei ergreifen für die Poesie in der Philologie – das wollte Norbert von Hellingrath, neben George die Schlüsselfigur der neueren Hölderlinrezeption.¹⁶ Daß er den Werkcharakter der Texte erfaßte, die späten Gedichte für die ästhetische Debatte zurückgewann, auf ihre ›harte Fügung‹ hinwies und auf ihren Vermittlungscharakter, dies gehört zu seinen wirksamsten exegetischen Leistungen. Mit ihm werden die späten Hymnen – zu einem Teil von ihm selbst erst wieder entdeckt – zu den Schlüsseltexten der Rezeption. Wirkungsgeschichtlich relevant ist Hellingrath auch als der Urheber der chauvinistischen Legende um den Dichter. Am Schluß des dritten Kapitels soll nachgewiesen werden, daß diese Legende der Streit zwischen Poesie und Philosophie beziehungsweise Wissenschaft hervorgebracht hat. Meine These ist, daß Hellingraths Deutung im Kern dichterisch ist, insofern sie auf Unmittelbarkeit und Gegenwärtigkeit des rezipierten Werkes im exegetischen Prozeß besteht. Nur so, glaubt Hellingrath, werde das Leben der Poesie in der Lektüre bewahrt. Das Historischnehmen der Kunst bedeutet für ihn, der sich mit Hölderlin identifizierte und unter den positivistischen Expertisen gelitten hatte, ihre Mortifizierung. Indem er die historische Distanz zwischen sich, dem Rezipienten, und dem Werk Hölderlins ignoriert, setzt er es dem unkontrollierten Zugriff eigener, in diesem Fall weltkriegsbestimmter ›patriotischer‹, Ideologie aus. Die Legende ist das Produkt der Hellingrathschen Hermeneutik. Daß sich diese äußerlich wissenschaftlich gab, trug zum Erfolg ihrer Ergebnisse in der Philologie wesentlich bei.

Von der Hellingrathschen nur schwer zu trennen ist die Hölderlinrezeption Stefan Georges, mit der sich das vierte Kapitel beschäftigt. Daß George und Hellingrath einander beeinflußt haben, daß sie ihre Auffassungen über Werk und Person Hölderlins

häufig austauschten, wobei es gelegentlich zu Streitigkeiten kam, all dies ist – nicht zuletzt dank Edgar Salins Georgebuch¹⁷ – mittlerweile bekannt. Wer über den einen reden will, kann also vom anderen nicht schweigen. Bei genauerem Hinsehen wird man jedoch Differenzen in der Rezeption feststellen. So hat George im Unterschied zu Hellingrath sowohl den hermeneutischen Untergrund als auch die dialektische Grundfigur der Hölderlinschen Mythologie bemerkt. Auch die Biografie hat er anders behandelt. Zwar hat er – deutlich als poetische Antwort auf positivistische Denk- und Deutungsmuster – gemeinsam mit Hellingrath die Legende aus der Taufe gehoben, doch hat er sie anders akzentuiert. Ich will in diesem Kapitel zeigen, daß Georges Hölderlinrezeption originär, dabei kompliziert und in der ›Lobrede‹ auch problematisch ist. Um den komplizierten Charakter der Deutung zu verstehen, ist es auch hier notwendig, sich mit dem Denken des Interpreten vertraut zu machen. Dies geschieht im vierten Kapitel. Ich behaupte, daß Georges gesamte Rezeption, also auch die diskursive ›Lobrede‹, ein Werk der Poesie ist. Bewußt setzt sie sich damit vom ›kompromißlerischen‹ Rezeptionsstil Hellingraths ab. Als dichterische Rede über die Dichtung bescheidet sich jedoch auch die ›Lobrede‹ nicht mit einem subjektiven Wahrheitsanspruch, sondern will es mit dem der Wissenschaft aufnehmen. Damit provoziert sie, nach den Kriterien beurteilt zu werden, die an die Produkte wissenschaftlicher Hermeneutik herangetragen werden, gerät also auf anderem Wege in eine Zwitterstellung, die der des Hellingrathschen Kompromisses nicht unähnlich ist. Mit ihrem Wahrheitsanspruch rehabilitiert sie zugleich die Lesarten ihrer Rezipienten, die sie ohne Blick für die Eigenart ihres Diskurscharakters als am Muster der Philologie orientierten Text gelesen haben.

Insofern es versucht, eine Deutung vor dem Hintergrund ihres übergreifenden Diskurses zu erhellen, unterscheidet sich das vierte Kapitel in der Struktur seiner Untersuchung nicht von den vorausgegangenen. Im Fall Georges kommt jedoch eine besondere Schwierigkeit hinzu, die der Auseinandersetzung mit ihm eine Ausnahmestellung in meiner Arbeit verschafft. Stefan George ist der erste Deuter, der sein Werk explizit in eine Beziehung zum Hölderlinschen gesetzt hat und dies zu einem Kernstück seiner Deutung werden ließ. Er spricht bekanntlich von Hölderlin als ›Ahnen‹, was mythische Anverwandtschaft vindiziert. Wer diese These kritisch prüfen will, muß Texte und Textbedeutungen vergleichen und untersuchen, welche reale Beziehung das Werk Georges zum Hölderlinschen unterhielt. Ich habe dies getan. Dabei habe ich quantitative Disproportionalitäten bewußt in Kauf genommen. Da der Exkurs sich der produktiven Rezeption annimmt, könnte der Eindruck entstehen, hier sei unterderhand der Untersuchungsgegenstand verändert worden. Doch produktive Rezeption – oder auch: der Einfluß Hölderlins auf sein Schaffen – und Deutung sind im Werk Georges nun einmal nicht voneinander zu trennen. Die Rezeptionsforschung ist der Auseinandersetzung mit Stefan George bislang ausgewichen. Auch deshalb fühlte ich mich zu dieser umfangreichen Untersuchung in der Untersuchung herausgefordert. Ich komme darin zu folgendem Ergebnis: Früher als traditionell angenommen¹⁸ hat George Hölderlin rezipiert, wobei spezifische Dispositionen sowie vermeintliche und tatsächliche Affinitäten eine Rolle spielten, die in der Arbeit näher beschrieben werden. Hölderlin gehörte bereits Mitte der neunziger Jahre zu seinen Lehrern, als er

nach seiner (von Hölderlin wohl unbeeinflussten) symbolistischen Frühphase sein Selbstverständnis als Dichter neu bestimmte. Einen noch viel stärkeren Einfluß gewann Hölderlin, als George über Hellingrath die späte Lyrik des Dichters kennenlernte und in den letzten beiden Gedichtbänden seine um Maximin und das ›Geheime Deutschland‹ zentrierte Mythologie ausbildete. Man kann verfolgen, wie sich in der Entwicklung des Werkes sein darin entworfenes Selbstbild seinem (zunächst nur impliziten, dann expliziten) Hölderlinbild bis zur Übereinstimmung angleicht. Parallel dazu wird das Spätwerk Hölderlins, namentlich der hymnische Text ›Wie wenn am Feiertage ...‹, zum Modell seiner späten Dichtung. Diese will Mythologie sein nach Art der großen Hölderlinschen Gesänge. Nach meiner Auffassung ist Hölderlin also sehr viel prägender das Vorbild Georges gewesen, als die Forschungsliteratur bisher angenommen hat. Vor dem Hintergrund einer realen bewußten Annäherung fällt auf Georges Bild des ›Ahnen‹ Hölderlin ein verändertes Licht. Besser fundiert ist nun die Lesart, die im Bild nicht nur die gewalttätige Assimilation entdeckt, sondern auch das Eingeständnis der Akkommodation: das in die Sprache der Mythologie gebrachte Bekenntnis zur Hölderlinrezeption. Gestützt wird diese These von der Beobachtung, daß Georges Mythologie zwiegesichtig ist. Neben der Verzauberung spricht in ihr das Wissen, geknebelt zwar, doch hörbar.

Das Kapitel 4.5 der Arbeit ist keine Fortsetzung der Untersuchung in gewohnter Weise. Es soll die Relevanz der Georgeschen und Hellingrathschen Rezeption dadurch erweisen, daß es Nachleben und Wirkungsgeschichte ihrer Topoi darstellt.

Damit sichert es meine These ab, daß es sich hier um Schlüsseltexte der Rezeptionsgeschichte handelt, und rechtfertigt die Aufmerksamkeit, welche die Hölderlinlektüre beider Autoren hier gefunden hat. Wichtig war mir zu belegen, daß die Legende auf Hellingrath zurückgeht, spätere Autoren sie zwar im Ton verschärft, inhaltlich jedoch nicht verändert haben. Wenn darüber hinaus das Kapitel 4.5 dazu führt, daß einige berühmte Konkretisationen des Hölderlinschen Werkes aus der Zeit nach George anders gelesen werden als vordem, dann ist dieser Effekt nicht unwillkommen und nicht unbeabsichtigt.